

Zeitschrift: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde
Herausgeber: Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel
Band: 76 (1976)

Artikel: J. P. Hebel und die Vergänglichkeit : eine Einführung für Ausländer
Autor: Forster, Leonard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-117904>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

J. P. Hebel und die Vergänglichkeit

Eine Einführung für Ausländer

von

Leonard Forster

Dieser Text entstand als Vortrag beim jährlichen Treffen britischer Hochschulgermanisten 1971. Die Absicht war, einer germanistisch gut informierten aber nicht auf Schweizerisches spezialisierten Zuhörerschaft an Hand eines bestimmten Gedichtes die künstlerische Gestalt und Leistung Johann Peter Hebels näherzubringen. «Die Vergänglichkeit» ist in der in England verbreiteten Anthologie «Penguin Book of German Verse» nebst englischer Prosa-Übersetzung enthalten, die die Zuhörer in Händen hatten. Dadurch war es möglich, gleich eingangs das Gedicht vorzutragen, weil die Zuhörer in der Lage waren, Text und Übersetzung dabei zu vergleichen. Es folgte dann der Kommentar, der sowohl informativ wie interpretierend gestaltet werden mußte. Anschließend wurde das Gedicht wieder vorgetragen. Für die Zuhörer bestand ein gewisser philologischer Reiz in der Entzifferung des ihnen meist unbekanntes Textes, wie im Verstehen des wenig vertrauten Dialekts. Es waren viele Berührungspunkte vorhanden, philologische wie literarische, an denen der Kommentar anknüpfen konnte. (Die meisten Anwesenden kannten und schätzten das «Schatzkästlein», das in einer englischen, kommentierten Schulausgabe vorliegt.) Das Experiment hat sich bewährt, so daß eine überarbeitete Fassung als Beitrag zur Festnummer erscheinen konnte, die die Zeitschrift «German Life and Letters» 1975 dem Lexikographen Trevor Jones widmete. In der hier folgenden Neufassung in deutscher Sprache konnte viel bloß Informatives wegfallen; dafür wurden die Berührungspunkte mit der englischen Literatur etwas stärker ausgearbeitet. Als Beispiel eines Versuches, den Mundartdichter Hebel einem zwar fremden, doch weltoffenen und nicht ganz unqualifizierten Publikum vorzustellen, mögen diese Ausführungen ein gewisses Interesse bei baslerischen Lesern erwecken¹.

¹ Im allgemeinen sei auf das nützliche Metzler Realienbändchen M 80 von Rolf Max Kully, Johann Peter Hebel, Stuttgart 1969, verwiesen. Kully berichtet nichts über englisches Schrifttum zu Hebel. Es wären u. a. nachzutragen: C. P. Magills Einleitung zu seiner Schulausgabe vom Schatzkästlein (Nelson's

Gleich am Anfang mußte die Geschlossenheit (nicht Abgeschlossenheit!) der Hebelschen Welt vorgeführt werden, die sich ungefähr mit der heutigen Regio Basiliensis deckt – über alle Staatsgrenzen hinweg: uns Inselbewohnern muß das Grenzendasein erst begreiflich gemacht werden. Sodann wurde eine statistische Grundlage gelegt²: Schopfheim hatte zu Hebels Zeiten 1200 Einwohner, Lörrach 1700; Karlsruhe, Hauptstadt des Großherzogtums, hatte 7000, Basel 15000; Goethes Weimar hatte 6000. Mit der Kutschefuhr man in vier Tagen von Karlsruhe ins Wiesental. Eine lehrreiche englische Parallele: Oxford lag um 1830 weniger als eine Tagereise von London entfernt, doch wird berichtet, wie ein Kutscher «spending three nights of the week in Oxford, four in London, maintained in both a home, presided over by two several wives, with each of whom he had gone through the marriage ceremony, and had for many years – so distant was Oxford then from London – kept each partner ignorant of her sister's existence»³. Auch bei uns war die engere Heimat wichtiger, selbstgenügsamer als heute. Man war in höherem Maße darauf angewiesen, in der kleinen Welt auch das Große zu verwirklichen. Der Vergleich mit einem andern großen Dialektdichter, mit Robert Burns, lag nahe (um so mehr als das Treffen in Aberdeen stattfand) und ist tatsächlich sehr lehrreich⁴. Beide waren Arbeiterkinder, doch hatte Hebel eine weit gründlichere Bildung genossen als Burns. Zum Teil deswegen war er imstande, sich im Establishment eine unauffällige aber sichere Nische zu schaffen, und in seinem Werk verbreitete er Werte, die diesem Establishment genehm waren. Man sieht sich heute genötigt, zu betonen, daß diese Werte nicht an sich schlecht sind; für die damalige Zeit waren sie, so paternalistisch sie auch gewesen sein mögen, recht liberal. Es fällt nicht schwer, Burns als einen potentiell revolutionären Dichter zu sehen; von Hebel wird man das kaum behaupten können. Und doch, hätten sie sich getroffen (sie gehör-

German Texts 3), London 1955, und sein Artikel Pure and Applied Art: a Note on Johann Peter Hebel in der Festnummer von German Life and Letters für Barker Fairly, April 1957, die zum Besten gehören, was über Hebel geschrieben wurde – nicht nur in England. Seither verdient der feinsinnige Beitrag J. L. Hibberds über Hebel und die Idyllik in Forum for Modern Language Studies 1972 Erwähnung.

² Nach Friedrich Meyer, Hebel und seine Landschaft (Schriftenreihe des Hebelbundes II), 1962, S. 13f.

³ William Tuckwell, Reminiscences of Oxford, zitiert von Jack Simmonds, Journeys in England, Newton Abbot 1969², S. 89.

⁴ Die Parallele verdient eingehender untersucht zu werden; der Beitrag von August Korrodi, Robert Burns und Peter Hebel, Berlin 1873, ist völlig unzureichend.

ten der gleichen Generation an), würden sie sich gut verstanden haben. Die Werke in englischer Sprache, in denen eine ähnlich geschlossene Welt zum Ausdruck kommt, stammen aus unserem Jahrhundert: Es sind «Under Milk Wood» des Walisers Dylan Thomas und «Spoon River Anthology» des Amerikaners Edgar Lee Masters – «alles echt und wahr und genau und gemessen... und das Kleinste herrlich» und das Größte vermögen sie auch auszusprechen.

Zu Hebels Pflichten gehörte es, den Kalender herauszugeben, den die paternalistische Landesregierung, ganz im Sinne der Aufklärung, dem Bauernvolk zudachte, das zum großen Teil kaum lesen und schreiben konnte. Er entwarf ihn neu, nannte ihn den «Rheinischen Hausfreund», schrieb für ihn neben dem Obligaten aus Astrologie und Astronomie Erzählungen, allerlei Mitteilungen und lehrreiche Anekdoten; alles von hoher Qualität, in einer klaren, ungezierten, anspruchslosen Sprache, die damals in der deutschen Literatur neu war und auch seither nicht allzusehr verbreitet ist. Diese Art zu schreiben ist später von Robert Walser und von Kafka aufgegriffen worden, allerdings zu andern Zwecken. Als Schweizer kannte ja Walser Hebel von Kindheit auf. Die Erzählungen aus dem «Hausfreund» gab Hebel 1811 gesondert heraus, als «Schatzkästlein des Rheinischen Hausfreundes». Das Buch wurde gleich als Meisterwerk anerkannt, und auf ihm beruht Hebels Ruhm im weiteren deutschen Sprachgebiet: Kafka soll das «Schatzkästlein» in der Tasche getragen haben. Auf dem Gebiet der eigenen Mundart aber ist er bekannt wegen der «Allemannischen Gedichte» (1803).

Der Untertitel – «für Freunde ländlicher Natur und Sitten» – hat etwas Paternalistisches und Aufklärerisches an sich, das gut zu Hebel dem Kalendermann paßt. Man fragt sich, wer diese Freunde wohl sind? Sind es vielleicht die Leser seines Kalenders? Vieles spricht dafür, daß Hebel sich eher an die Gebildeten wenden wollte, sie aber auf einer klassenlosen Ebene zu erreichen suchte, in der intimen, alltäglichen Sprache des Familienlebens. Wir dürfen annehmen, daß in Baden im frühen 19. Jahrhundert eine ähnliche soziolinguistische Situation herrschte, wie auf der andern Seite des Rheins heute noch: Nämlich die Situation der Diglossie, wo die Mundart die Sprache des täglichen Lebens ist, in der sich die Gebildeten wie die Ungebildeten ausdrücken, und wo die Hochsprache ganz bestimmten Zwecken vorbehalten bleibt.

Für die Ungebildeten hatte sich der Kalender der Hochsprache bedient, denn sie waren es gewöhnt, Erbauliches und Belehrendes, wie auch die Sonntagspredigt, in der Hochsprache zu hören. Das

war ja die Sprache der Bibel, die sie mit Mühe zu lesen gelernt hatten. Ihre eigene Sprache hatten sie nie lesen gelernt, denn sie war ja bis jetzt auch nie für sie geschrieben worden. Und so haben wir denn die paradoxe Situation, daß die Werke in der Hochsprache sich an die Ungebildeten, die in der Mundart aber an die Gebildeten wenden. Zu den Gebildeten kamen sie dann aber ganz neu und unverbraucht, noch keiner Tradition verpflichtet, und in dieser neuen Sprache konnte sich der Dichter ganz frei bewegen.

Gibt es Gebiete des menschlichen Erlebens, die man in der Mundart nicht befriedigend in Worte fassen kann? Burns war offenbar dieser Meinung; oft wechselt er in die Hochsprache hinüber, wenn er ein Thema behandelt, das im 18. Jahrhundert traditionell für gehoben galt. In seinem schönen Gedicht «The Vision» ist der erste, beschreibende Teil in schottischem Dialekt, aber bald gleitet er ins Englische über, um dem vollen Glanz der Scotia, der Verkörperung Schottlands, ganz gerecht zu werden; so beginnt dann der zweite Teil mit den hochkonventionellen Worten:

With musing-deep, astonished stare
I viewed the heavenly-seeming Fair . . .

was ungefähr das Literarischste ist, das man sich denken kann; solches gibt es noch viel in seinem Werk. Wie weit kann man mit der Mundart kommen, wenn man nicht gerade spezialisierte technische Fragen zur Sprache bringt, oder eine feste literarische Konvention handhabt (die aber schon selbst eine spezielle technische Frage ist), sondern grundlegende menschliche Probleme behandeln möchte? Es zeigt sich bald, und dafür ist Hebel eines der wichtigsten Beispiele, daß man auch das Tiefste ausdrücken kann, wenn es einem nur gelingt, jeglichen Jargon zu vermeiden, den literarischen, den philosophischen, wie den wissenschaftlichen. Die Metaphern dürfen kühn sein, sie dürfen neues poetisches Gebiet erschließen, aber sie müssen aus dem täglichen Leben kommen, möglichst konkret sein und sich im allgemein-menschlichen Bereich halten⁵. Vieldeutige menschliche Beziehungen möglichst einfach auszudrücken ist etwas, das den Deutschen nicht leicht fällt und daß sie, trotz Goethe, traditionell nicht gern und nicht oft versucht haben. Darum ist Hebels Erfolg so interessant, der ja nicht ein einfacher Bauer ist, sondern, wie Goethe sagt, «auf der höchsten Stufe der Kultur» steht. Auch hier ist ein Vergleich mit Burns lohnend. Burns benützt ebenso gern wie die übrigen Poetaster des 18. Jahrhunderts

⁵ Zu dieser Frage Paul Zinsli in Fernand Brunner, hg., Vom Wesen der Sprache, Bern 1967.

mythologische Personifikationen, wie Natur, Phantasie, Freude, Sol, Luna, Scotia und andere, und er benützt sie, weil er ganz naiv glaubt, daß sie unbedingt zur poetischen Diktion gehören, nicht weil er sich in der Welt der Antike, wo sie herkommen, auskennt und sich in ihr wohlfühlt. Er schmückt sich bloß mit fremden Federn. Hebel gebraucht solche Hilfsmittel kaum. Er hat sich die Kultur seiner Zeit und auch die des Altertums so sehr zu eigen gemacht, daß er klar empfand, wie verwandt das Landleben ist, das er kannte, mit dem, das Virgil und Theokrit beschreiben. Er konnte sein eigenes Werk mit Anspielungen auf das ihrige bereichern, auf eine Weise, die seine Freunde, Pfarrer und Lehrer im Wiesental, verstehen würden, da sie ja auch in diesen beiden Welten lebten, die aber auch den einfachen Leser nicht vor den Kopf stoßen würde.

Hebels Mundartgedichte sind aus dem Heimweh entstanden: In Karlsruhe war er ja vier Tagereisen vom Wiesental entfernt: Er hätte ebensogut in Jamaika sein können, wo Burns hingehen wollte. Das Land war flach und uninteressant, die Sprache klang ihm fremd in den Ohren. Man spürt fast, daß Hebel in diesen Gedichten zu sich selber spricht, daß er eine Atmosphäre heraufbeschwört. Aber die Tradition der Predigt, in der er großgeworden ist, läßt sich nicht verleugnen: Er braucht eine Zuhörerschaft oder einen Gesprächspartner, und seine Gedichte wenden sich immer wieder an einen Hörer, oder Leser, dem Hebel sich großzügig hingibt. Es ist erstaunlich, wie viele Gedichte aus Zwiegesprächen bestehen: Der Samstag het zum Sunntig gsait; Der Liebgott het zum Früelig gsait. Das Gespräch geht durch das ganze Gedicht hindurch. Auch in unserm Gedicht ist es so. Manche sind an namhafte Personen gerichtet, und in einem von ihnen, etwas wortreich betitelt: «Des rheinischen Hausfreundes Danksagung an Herrn Pfarrer Jäck in Triberg, für ein ihm übermachtetes freundliches Geschenk», wird auch der Standpunkt klar, von dem aus diese Gedichte geschrieben wurden. Der Dichter ist jetzt ein Stadtbewohner, und so hat er viele Dinge nicht, die jeder Bauer hat, und da muß er sich eben mit der Phantasie helfen: me maint, me heigs – und sich an ihnen freuen, als ob sie ihm wirklich gehörten. Ja, er kann sich eigentlich so noch mehr freuen als der rechtmäßige Eigentümer, und wenn es ans Ernten geht, so kann er großzügig sagen:

Jetzt chömmet Lüt, wer will und mag,
 und heuet, schnidet, hauet Trübli ab!
 I ha mi Freud an allem gha,
 mi Herz an alle Düften, aller Schöni glabt.
 Was übrig isch, isch euer. Traget's heim.

«Me maint, me heigs», das ist der Grundton der «Allemannischen Gedichte». Hebel spricht mit sich und auch zu den andern. Für sich selbst spricht er grundlegende, ihm selbstverständliche, moralische Gedanken aus, für die andern kleidet er sie in eine anschauliche Sprache, die unser Interesse fesselt. Socin hat darauf hingewiesen, wie Hebel Gedankengänge aufzeigt, «an die der gewöhnliche Mann nicht zu denken pflegt, die aber, einmal angestellt, ihm auch nicht fremd, unverständlich und gesucht vorkommen»⁶. Die Sprache, in die er seine Gedanken kleidet, ist konkret, er vermeidet alles Abstrakte. Er gebraucht Personifikation, ein gefährliches Stilmittel, das leicht langweilig wird. Aber nicht bei ihm. Gerade in der Art, wie er die Hypostasen anbringt, liegt der Unterschied zwischen ihm und Burns – und mit Burns den andern Dichtern des 18. Jahrhunderts in Europa.

Schon das erste Gedicht in diesem Band handelt von der Wiese, dem Fluß, in dessen Tal Hebels ganze kleine Welt lebt, und sie ist eine kühne Personifikation. Die Welt der Antike hatte viele Flußpersonifikationen geschaffen. Spätere Dichter hatten sie angewendet, und die Welt der Schäferei wimmelt von Najaden und Oreaden. Aber die Flußgedichte der Antike, wie z.B. die «Mosella» des Auson, personifizierten den Fluß nicht; sie beschrieben ihn. Hebel dagegen sieht die Wiese zuerst als ein Kind, dann durch die verschiedenen Wachstumsstufen hindurch als ein fröhliches junges Mädchen, bis sie am Ende sich mit «dem Schwizerbuebe», dem Rhein, vereinigt, und die beiden ihren Weg gemeinsam fortsetzen. Verglichen mit ihr ist Burns' Scotia, trotz ihrer schönen Beine («My bonnie Jean could only peer it») eine blasse neblige Gestalt. Durch das ganze Gedicht hindurch, und gleich im feierlichen Exordium wendet Hebel die Klassiker an, formt sie für seine Zwecke um, parodiert sie auch sozusagen mit einem Augenzwinkern, weil sie eben immer vor seinem inneren Auge sind. Magill hat sicher recht, wenn er meint, daß gleich die ersten Zeilen Hebels Zeitgenossen erstaunt haben müssen⁷:

Wo der Dengele-Geist in mitternächtge Stunde
uffeme silberne Gschirr si goldeni Sägese denglet,
(Todtnaus Chnabe wüsse's wohl) am waldige Feldberg,
Wo mit liebligem Gsicht us tief verborgene Chlüfte
d'Wiese luegt und check go Todtnau aben ins Thal springt,

⁶ Adolf Socin, *Schriftsprache und Mundart im Deutschen*, Heilbronn 1888, S. 449.

⁷ Magill, *Pure and Applied Art*, S. 185.

schwebt mi muntere Blick, und schwebe mini Gedanke,
Feldbergs liebli Tochter, o Wiese, bis mer Gottwilche!

Hier haben wir gleich ein kompliziertes syntaktisches Gebilde, von der einfachen natürlichen Sprache des Landvolks so entfernt wie nur möglich. Schickt man sich an, es etwa ins Englische zu übersetzen, merkt man das Künstliche der Konstruktion noch deutlicher, und man meint fast, man sollte es eigentlich ins Lateinische übertragen. Nicht nur ist die Syntax kompliziert; die Konstruktion mit dem Genitiv, den es in der Mundart ja gar nicht gibt, besonders nicht bei Eigennamen, kommt direkt aus dem Lateinischen. Hebel geht nicht so vor wie Burns, der bloß der literarischen Tradition folgt, sondern er schlägt gleich einen Ton anmutiger liebevoller Ironie an, in dem die Ähnlichkeit und zugleich auch die Unähnlichkeit seiner Welt mit der Welt der klassischen Antike anklingen. Es war eine erstaunliche Leistung: Auf diese feine ironische Weise den Hexameter für den Ausdruck von ländlichen Themen zu gebrauchen, wie es bisher nur Goethe in «Hermann und Dorothea» gelungen war. Hebel tut es nun auch in der Mundart, dazu noch ohne jegliches Vorbild, ohne mundartliche Tradition. Er wußte auch, daß er hiemit etwas Besonderes geschaffen hatte: während er noch am Gedicht arbeitete schickte er diese Zeilen mit offensichtlichem Stolz als eine Art Kabinettstück an seinen Freund Hitzig⁸. Er gebraucht Personifikation, um eine Art von äsopischer, klassenloser Gesellschaft zu schaffen, in der nicht nur Menschen sich miteinander unterhalten, sondern der Samstag mit dem Sonntag, Gott mit dem Frühling, Engel mit Insekten. Da geht es so klassenlos zu wie in einer Wirtschaft auf dem Dorf, so handfest und konkret. Dies ist es wohl, was Goethe meinte, als er sagte: «Hebel verbauert auf die naivste, anmutigste Weise durchaus das Universum.» Dieses Verbauern aber ist nicht die Folge einer Zurück-zur-Natur-Sehnsucht (wenn sie auch vielleicht doch mit seinem Heimweh nach dem Wiesental zusammenhängt), sondern sie ist das Ergebnis einer unsentimentalen Neuschöpfung jener Welt, die er kannte und liebte, so wie sie nun einmal war, in ihrer Schönheit und mit allen Schönheitsfehlern. Hebels Wiesental ist kein Arkadien, keine Phantasiewelt, in der der Dichter seine privaten Gefühle spazieren führen kann, wie A. E. Housmans Shropshire. Es ist nichts Forciertes und Neurotisches darin, wie so häufig bei Housman, und wenn Hebel selbst darin auftaucht, so tut er es in den Werktagskleidern, nicht

⁸ Wilhelm Zentner, Johann Peter Hebels Briefe, Gesamtausgabe, Karlsruhe 1939, S. 105.

in Verkleidung. Das paßt alles gut zu Hebel dem Pfarrer, der in einem Brief an Gustave Fecht schreibt, daß er sich zwar auch gern eine Predigt anhört, er sei aber «ebenso fromm und gerührt...», wenn ich den ganzen Sonntags Morgen, in Beuertheim im Hirschen, im Graspark unter den Bäumen im Freien, bey einem halben Schöpplein Rothen und Butterbrod in der Sonntagstille, unterbrochen von Glockengeläut und Bienensummen sitze und im Jean Paul lese⁹.» Sein Glaube ist im Wesentlichen ein unkompliziertes aufgeklärtes Luthertum; ein ausgeprägter, tief empfundener Sinn für die gottgewollte Ordnung; die tiefe Überzeugung, daß innerhalb dieser Ordnung alles seinen Platz hat, daß vor Gott alle Seelen gleiche Bedeutung haben. Deshalb sieht er auch die Wandlung alles Irdischen als einen Teil der Schöpfung an. Es ist nicht alles eitel, sondern ein natürlicher Teil des göttlichen Planes, von der Schöpfung bis zum Jüngsten Tag. Der Unterschied zwischen solchen Gedankengängen und den Meditationen über Vanitas und Vergänglichkeit, die fromme Lutheraner wie z. B. Andreas Gryphius im vorhergehenden Jahrhundert angestellt hatten, springt in die Augen. Für Gryphius ist das Wichtige nicht so sehr die Vergänglichkeit an sich, als die Schnelligkeit und Plötzlichkeit, mit der sie eintritt¹⁰. Für die Dichter des Barocks, wie für die des Mittelalters, ist der Jüngste Tag der Tag des Gerichtes, «cum vix justus sit securus». Dieser Aspekt fehlt bei Hebel ganz. Er spricht von der Auferstehung: vom Richten der Lebenden und Toten sagt er nichts; man spürt hier deutlich die Theologie der Aufklärung. Hier trägt Hebel sehr ernste und wichtige Gedankengänge vor, und es gibt wohl Menschen, die sie für die Mundart ungeeignet finden würden. Und doch sind sie, auch für den Ungebildeten, ebenso wichtig und verständlich wie für den Gebildeten, und um sie geht es im Gedicht «Die Vergänglichkeit». Die alte Tradition, daß die Mundart sich nur zum Ausdrücken von Sentimentalem und Komischem, besonders der Farce, eignet, wird hier stillschweigend aber entschieden verneint.

Sehen wir uns einmal an, wie Hebel vorgeht: Hier gebraucht er nicht Personifikation, sondern die Form des Gesprächs, so daß in Frage und Antwort das Thema schnell vorankommt. Es ist ein Dialog zwischen Vater und Sohn, und damit stellt er gleich zwei

⁹ Zentner, Briefe, S. 325.

¹⁰ Andreas Gryphius, Gesamtausgabe der deutschsprachigen Werke, hg. von Marian Szyrocki und Hugh Powell, Bd. I, S. 9; Bd. II, S. 20; Bd. I, S. 59. Siehe auch das Sonett *Das letzte Gerichte*, Bd. I, S. 90 und Dietrich Kern, *Das Thema des Jüngsten Tages in der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts*, Tübingen 1957.

Generationen und Standpunkte vor. Das Gespräch findet statt auf der Heimfahrt, am Abend, hinter einem Ochsenwagen, auf der Straße zwischen Basel und Hausen. Es geht von einem konkreten Gegenstand aus, der Schloßruine Rötteln, die scharf gegen den Himmel absticht. Für Hebel ist das Röttler Schloß ein Symbol des Todes, das er auch sonst anwendet. Groß ist der Kontrast zwischen der Ruine und dem wohlbestellten Bauernhof, dem sie zustreben, dessen glänzende Fenster, wie bei Gotthelf, den Stolz ihrer Bewohner widerspiegeln, und er erweckt im Sohn die Frage, die er gleich am Anfang stellt. Es wird nicht gesagt, wie alt der Sohn ist, aber es ist wohl nicht zu weit hergeholt, wenn wir annehmen, daß er um die dreizehn Jahre alt ist. In eben dem Alter hatte Hebel ein grundlegendes Erlebnis der Vergänglichkeit, und zwar auf derselben Straße. Er war damals in Hausen, und seine Mutter war in Basel; er bekam die Nachricht, seine Mutter sei sehr krank, und daß sie im Karren nach Hausen gebracht werden sollte. Er ging ihr entgegen, aber zwischen Brombach und Hausen starb sie im Karren. Hier formt Hebel die Situation etwas anders: Nicht die tote Mutter, sondern ein lebender Vater, aber das Thema bleibt das gleiche: Der Tod, die Vergänglichkeit als Teil der kosmischen Ordnung. Und der Vater antwortet auf die Frage des Sohnes, etwas lehrhaft vielleicht, aber ganz natürlich und ohne große Worte, daß alles wächst, reift und stirbt, πάντα ῥεῖ (gerade hier wird das Rauschen des Flusses erwähnt), sogar die Sterne gehen ihre Bahn und bewegen sich ruhig darauf. Dies leitet natürlicherweise zum Altern über. Wir erfahren nicht, wie alt der Vater ist, aber er sagt, er sei «e gstandne Ma», und er weiß, daß jeder Schritt ihn näher zum Friedhof bringt. Das stellt er alles ruhig und nüchtern fest, ganz unsentimental, ohne die salbungsvollen Kirchhofbetrachtungen von Hebels vielgelesenen englischen Vorgängern Young und Blair; das Gespräch geht ganz ungezwungen weiter, über menschliches Altern, den Verfall von Bauten, der die Frage des Sohnes ja veranlaßt hatte. Man spürt die Parallele zwischen dem Haus und dem Körper des Menschen wie im Wort des englischen Barockdichters Edmund Waller von dem Körper als «the soul's dark cottage». Dann spricht der Vater vom Auslöschen des ganzen Dorfes, über das im Laufe der Zeit der Pflug gehen wird; nicht nur das Dorf, auch die Stadt, die Metropole der ganzen Gegend, Basel selbst, wird vergehen, und einmal wird ein Wanderer seinem Freund die Ruine der Peterskirche zeigen (der Kirche in der Hebel getauft wurde). Beim Kleinsten angefangen sehen wir, wie zuerst das einzelne sich auflöst, dann das Haus, das Dorf, die Stadt, bis zuletzt die ganze Welt vergeht. Bis jetzt haben wir den natürlichen Geschichtsverlauf betrachtet, wie es

der Historiker Lord Macaulay wenige Jahre später in seiner Besprechung von Rankes «Geschichte der Päpste» tat, als er an einer berühmten Stelle von der katholischen Kirche sprach, die «may still exist in undiminished vigour when some traveller from New Zealand shall, in the midst of a vast solitude, take his stand on a broken arch of London Bridge to sketch the ruins of St. Paul's»¹¹. Ähnlich auch Thomas Gray, wie er sich die Folgen vorstellte, wäre Lord Holland etwas länger an der Macht geblieben («On Lord Holland's Seat near Margate, Kent»):

Purged by the sword and beautified by fire
 Then had we seen proud London's hated walls.
 Owls might have hooted in St. Peter's Quire,
 And foxes stunk and littered in St. Paul's.

Wie sie gebraucht Hebel eine Anzahl von Topoi aus dem Buche Jesaja, 13.2. Nun aber eröffnet sich eine weitere Dimension mit ihren eigenen Topoi aus dem Buche der Offenbarung. Der furchterregende Anblick des Jüngsten Tages wird angekündigt durch den apokalyptischen Wächter, einen fremden Mann, den noch keiner gesehen hat, der leuchtet wie ein Stern und ruft: «Wacht auf, es kommt der Tag.» Er braucht Worte aus der Bibel, und zwar in der Hochsprache, der Sprache, in der man die Bibel liest und zitiert. Dann fängt es an zu brennen, bis alles ausgebrannt ist. Der Sohn fürchtet sich, hat aber doch genug menschliche Neugierde, zu fragen:

O Aetti, sag mer nüt me! Zwor wie gohts
 de Lüte denn, wenn alles brennt und brennt?

Der Vater stutzt einen Augenblick, die Macht seiner Vision hatte ihn ganz entrückt, und zuerst findet er keine Antwort. Dann aber beginnt er seine herrliche, ehrfürchtige Beschreibung der Milchstraße als der Straße, die zum Himmel führt, wo jeder Stern ein Dorf ist, wo man die Lieben trifft, die einem vorangegangen sind; der ganze Nachthimmel ist ein zweites Wiesental (Hebel verbauert das *Universum*), und hinter all diesem ist die geheimnisvolle Stätte, die verborgene Stadt: Basel, die große Metropole, ist in das himmlische Jerusalem verwandelt worden. Es wird nicht näher beschrieben, aber Bibelfeste wie Hebel und seine Freunde brauchten auch

¹¹ Schluß des dritten Absatzes des langen Aufsatzes «Ranke's History of the Popes»; zuerst 1840 in der Edinburgh Review und seitdem wiederholt in den verschiedenen Ausgaben von Lord Macaulays Essays; siehe auch Thomas Babington Macaulays kleine geschichtliche und biographische Schriften, übersetzt von Friedrich Bülow, Leipzig 1853, Bd. IV, S. 62.

keine Beschreibung (Off. 21). «Kosmos und heimatliche Umwelt sind eins geworden¹².» Und dann, wie die losgelöste Seele vom Himmel auf die verbrannte Erde niederschaut, so wird sie sagen zum Kamerad, der mit ihr geht (denn auch das gehört zum Leben auf dem Dorf, man braucht nie allein zu sein):

Lueg, dört isch d'Erde gsi, und selle Berg
 het Belche gheiße! Nit gar wit dervo
 isch Wislet gsi; dört hani au scho glebt,
 und Stiere gwettet, Holz go Basel gfuehrt,
 und brochet, Matte graust, und Liechtspöh gmacht,
 und gvätterlet bis an mi selig End,
 und möcht jetz nümme hi.

Das Gedicht hat uns zurück zum Anfang geführt, so daß auch wir Zurückgebliebene uns die Mittel betrachten können, die er anwendet. Das Metrum ist der Blankvers, der sich gut dem gewöhnlichen Sprachrhythmus anpaßt, ihm auch eine gewisse unaufdringliche Würde verleiht. Die Gedanken bewegen sich fortlaufend und zwanglos vorwärts, vom menschlichen Altern, über die Abnutzung und den Verfall von Häusern, über geschichtliche Ereignisse, die Dörfer und Städte zerstören, vorwärts bis zum Jüngsten Tag, und wieder zurück. Nicht nur zurück zur Schloßruine, sondern zu Vater und Sohn und ihrem unmittelbaren Standort, denn die letzten Worte richten sich an die beiden Ochsen, die den Karren ziehen. Wir sind wieder zurück auf dem Erdboden, den wir, trotz der Kühnheit der Vision, eigentlich nie ganz verlassen haben. Was hier beschrieben worden ist, ist ganz konkret und natürlich, es findet sich im ganzen Gedicht kaum ein abstraktes Wort. Es ist Hebel gelungen, grundlegend wichtige Gedanken einfach und überzeugend darzulegen. Ebenso überzeugend zeigt er uns die Kluft, die besteht zwischen der gottgewollten Ordnung, die wir annehmen müssen, und dem Aberglauben. Gespenster z. B., vor denen sich der Sohn fürchtet, tut der Vater einfach mit seinem gesunden Menschenverstand ab. Die Toten können uns nichts tun, sie liegen in ihrem Grab, und haben keinen Grund, wohl auch keinen Wunsch, zu uns zurückzukehren.

Wie konkret Hebel sich das Leben nach der Auferstehung dachte, sieht man in einem andern Gedicht, das mit der «Vergänglichkeit» einiges gemeinsam hat, das Gedicht «An Herrn von Ittner». Ittner war, wie Hebel, ein begeisterter Botaniker und Hebel malt sich aus, wie er ihn am Jüngsten Tag im Himmel antrifft:

¹² Paul Zinsli, Vom Wesen der Sprache, S. 55.

se chummi in mim goldne Sunntigrock,
 (es heißt, mer werden alle neu gstaffiert),
 und sag mim Kamerad, wo mit mer goht:
 «Isch sel nit der Herr Ittner, wo im Duft
 dört an der Milchstroß goht? Jez bukt er si,
 und bschaut e Blüemli, 's wird Dudaim sy.»
 Druf laufi, was i laufe cha, d'Stroß uf;
 der Kamerad blibt z'ruck, er chunnt nit no.
 Druf sagi: «Mit Verlaubt! I mein emol,
 Der seigets. Hani nit vor langer Zit
 beim Kaiserwirth e Schöpli mitich gha?
 Wie hent der gschlofe? Wohl? Der Morgen isch
 so heiter. Wemmer nit e wengeli
 do ane sitze zue dem Amarant?

Es ist charakteristisch, daß Hebel sich ein solches Zusammentreffen ausdenkt, und daß die erste Frage, gleich nach der Auferstehung, sein sollte: Haben Sie gut geschlafen? Charakteristisch auch die Erwähnung der Dudaim. Sie stehen in den älteren Ausgaben der Lutherbibel, 1. Mose 30.14 (neuere Ausgaben haben: Liebesäpfel). Es handelt sich für Hebel um eine geheimnisvolle biblische Pflanze, deren wahre Beschaffenheit wohl erst im Jenseits offenbart werden wird, und die gerade deshalb Gegenstand leidenschaftlicher Spekulation unter Botanikern im Diesseits bildet. Hebel hält hier den Augenblick fest, in dem Ittners lebenslängliche Neugier befriedigt wird. Solche Gedanken kommen ihm ganz einfach und ungezwungen. Wie schwer und erschütternd das Leben in der Vergänglichkeit sich auch zeigen kann, so bleibt es eben doch der Weg zum Leben nach dem Tod, wo wir die Lieben wiederfinden, und wo Gott alle Tränen von unseren Augen abwischen wird.

Hinter dem allem steckt auch ein Sinn für Humor, ein gesundes Verständnis für die komischen Seiten des Lebens, über die er herzlich lachen kann. Dieser Sinn verträgt sich sehr gut mit der wahren Sympathie, dem echten Eingehen auf das Leid von anderen. Das sind die Eigenschaften Hebels, die ihm die Liebe auch von spätern Generationen eingebracht haben. Ein schweizerischer Mundartdichter der dreißiger Jahre, Traugott Meyer¹³, beschreibt auf sehr bewegende Weise ein Totenbett, bei dem es sich auch um Vater und Sohn handelt. Der Vater spürt, wie sein Leben verebbt, und

¹³ Traugott Meyer, *Vatter*, in: Im Läbe-n-inn, Gedichte in Baselbieter Mundart, Aarau o. J. (1935), S. 83. Siehe auch Hanspeter Müller, Hebel in meinem Leben (Schriftenreihe des Hebelbundes 19), 1970.

er verlangt nach «dem Buch». Der Sinn ist klar, es gibt nur eins, das «bi der Bible», und er bittet seinen Sohn:

Läng lieber's Buech vom Schaft,
's stoht bi der Bible. Lis mer no's Gedicht.

Er kennt es auswendig, er fängt gleich an, es aufzusagen. Für den sterbenden Vater handelt das Gedicht nicht vom Tod, sondern von der Wiedervereinigung nach dem Tod, denn er wiederholt die Worte «unds Chünggi selig, d'Muetter»; so versteht der Sohn es auch, und die verstorbene Mutter, der sterbende Vater und der überlebende Sohn sind beieinander, im Raum von Hebels Gedicht vereint.

So ist es dazu gekommen, daß Hebels Gedichte ein teurer Besitz für viele geworden sind, im ganzen alemannischen Sprachgebiet, in der Schweiz, in Baden, im Elsaß und sogar im Schwäbischen, und das wird passenderweise symbolisiert durch die Tatsache, daß die erste Ausgabe der «Allemannischen Gedichte» in Karlsruhe erschien, spätere aber, von der fünften an, in der Schweiz, daß die Kupferstiche das Werk elsässischer Künstler waren, mit der unauffälligen Aufschrift: «gravé à Strasbourg».

Es ist paradox: Gerade deshalb, weil seine Werke so fest im heimatlichen Boden wurzeln, sind sie eine Art Wahrzeichen der europäischen Kultur geworden. Der verstorbene Carl J. Burckhardt, von dem man sagte, er habe immer vor der Büste Hebels vor der Peterskirche den Hut gezogen, erzählt, wie er einmal in Paris Rilke traf, und den Rest des Morgens mit ihm in einer Buchhandlung verbrachte. Man kommt ins Gespräch mit dem Besitzer und einem andern Kunden; La Fontaine wird erwähnt, und der andere Kunde, der sich als Lucien Herr entpuppt, Elsässer, Direktor der Bibliothek der École Normale Supérieure, Lehrer von Péguy, und auch sonst vieler der besten Köpfe jener Generation, behauptet, es gebe nur einen Dichter, der sich mit La Fontaine vergleichen lasse: Hebel, den er spontan im Tonfall des Oberelsasses zu zitieren anfängt. Hebel, so meint er, sei der jüngere Bruder von La Fontaine. Aber noch mehr: «Das ist . . . die andere Hälfte meiner Jugend, meine ganze Kindheit; wenn ich das höre, bin ich zu Hause, gibt es keinen Unterschied mehr zwischen zwei Sprachen. Da bin ich völlig in dem alten Europa, da ist alles echt und wahr und genau und gemessen unter seiner Hand, das Kleinste ist herrlich, und das Größte vermag er auch auszusprechen.» Und der französische Buchhändler versteht genau, was er meint, und fügt hinzu: «Im Himmel sprechen sie bestimmt miteinander in einer Sprache, die wir noch nicht gelernt haben.» Mit diesen Worten beschwört er

eine Szene beinahe wie Hebels eigene von Ittner mit der Dudaim, und man könnte sich noch eine selbdritt mit Burns vorstellen.

Der Pariser Buchhändler, der Elsässer und der Basler haben alle Hebel als gemeinsamen Besitz. Aber da fällt ihnen auf, daß Rilke nicht mitmachen kann, daß ihm das alles gänzlich fremd ist. Rilke versteht weder die Sprache, noch die Umstände, und jetzt geht es Burckhardt plötzlich auf, wie fremd, wie ausländisch Rilke hier ist, wie osteuropäisch, mit «seinem leicht slavischen Hochdeutsch». Und gerade am Beispiel des geschätzten Freundes wird es Burckhardt bewußt, «wie weit zugleich und auf welch schmale Raum zusammengerückt dieses Europa ist, in dessen Geist wir da zusammen saßen». Und so wird Hebel, der lokale Mundartdichter, zum Sprecher für eine westeuropäische Gemeinschaft, die über nationale Grenzen hinausgeht. Der Elsässer Robert Minder nennt ihn einen «Klassiker der Koexistenz»¹⁴.

Diese Geschichte spielte sich 1924 ab. Burckhardt erzählt sie rückblickend in einer Novelle, «Ein Vormittag beim Buchhändler», die 1943 in Basel erschien¹⁵, in einer Zeit also, wo Gedanken dieser Art eine besondere Eindringlichkeit besaßen. Noch war die erste Atombombe nicht abgeworfen worden, aber Burckhardt, der Gelehrte und Diplomat, wird wohl gewußt, oder wenigstens geahnt haben, was sich da vorbereitete. Obschon er «Die Vergänglichkeit» erwähnt, läßt er seine Gestalten nicht daraus zitieren, aber er wird doch wohl daran gedacht haben: «Der Himmel stoht im Blitz, und d'Welt im Glast.» Auch wir tun wohl, daran zu denken, dreißig Jahre später, wo die Zerstörung der Welt durch Feuer keine bloße dichterische Fiktion mehr ist.

¹⁴ Th. Heuß und andere, Johann Peter Hebel, Tübingen 1964, S. 79.

¹⁵ Carl J. Burckhardt, Ein Vormittag beim Buchhändler, Basel 1943 (in der Sammlung Klosterberg bei Benno Schwabe); jetzt Gesammelte Werke, Bern 1971, Bd. V, S. 195 ff.